

## Lesung Inge Deutschkron

am 29. November 2011

im Bankhaus LÖbbecke  
im Behren Palais am Bebelplatz in Berlin

### Lachen in der Not

Zehn kleine Meckerlein, die saßen einst beim Wein;  
Der eine machte Goebbels nach,  
da waren es nur noch neun!

Neun kleine Meckerlein, die hatten was gedacht;  
Dem einen hat man's angemerkt,  
da waren es nur noch acht!

Acht kleine Meckerlein, die hatten was geschrieben;  
Dem einen hat man's Haus durchsucht,  
da waren es nur noch sieben!

Sieben kleine Meckerlein, die fragten einmal: „Schmeckt's“?  
Der eine sagte „Schlangenfraz“,  
da waren es nur noch sechs.

Sechs kleine Meckerlein, die schimpften auf die Pimpfe;  
Der eine sagte „Lausepack“,  
da waren es nur noch fünf.

Fünf kleine Meckerlein, die saßen am Klavier;  
Der eine spielte Mendelssohn,  
da waren es nur noch vier.

Vier kleine Meckerlein, die kannten Dr. Ley;  
Der eine wusste was von ihm,  
da waren es nur noch drei.

Drei kleine Meckerlein, die nannten Mythos „Dreck“;  
Da holte PG Rosenberg gleich zwei von ihnen weg.

Ein kleines Meckerlein ließ dies Gedicht mal sehn;  
Man brachte es nach Dachau hin,  
da waren es wieder – zehn.

Dieses etwas abgewandelte Kinderlied beschreibt das Leben in Deutschland, so wie es im Jahre 1933 seinen Anfang nahm und zwölf Jahre lang das Schicksal seiner Bürger bestimmte. Menschen haben es geschrieben, die das Entsetzen über das totalitäre System, dem sie sich zu unterwerfen gezwungen sahen, dazu trieb. Es wurde zu einem der Ventile, derer sie sich bedienten, um ihr Denken vor dem Ersticken zu bewahren.

Die Strophen dieses Liedes offenbaren Bedingungen, die im Nazi-Reich zur Folge hatten, dass ein Mensch ohne Vorwarnung oder entsprechende Rechtsmittel abgeholt und in einem Konzentrationslager gequält oder gar ermordet werden konnte. Eine gegenteilige richterliche Entscheidung konnte daran nichts ändern. Das Recht war in Deutschland außer Kraft gesetzt.

Der Zufall wollte es, dass die Naziführung zu jener Zeit den Deutschen eine neue Form des Grußes unter Volksgenossen anstelle des üblichen „Guten Morgen“ oder „Guten Abend“ empfahl: (Zitat) *„Der deutsche Gruß ist zu erweisen durch aufgehobene Rechte“*.

Ein bitteres Schmunzeln – mehr wagte man nicht über die von den Nazis ungewollte Doppeldeutigkeit. Doch gab man es flüsternd weiter am Stammtisch, im Familienkreis, unter Freunden oder bei zufälligen Begegnungen auf der Straße. Ehe dieser Witz noch mit erstaunlicher Schnelligkeit die letzte Ecke dieses Landes erreicht hatte, erfand jemand einen Zusatz: „Gedämpfte Zungen“, das sei nun das am häufigsten servierte Gericht in deutschen Gaststätten.

So entstand der Flüsterwitz, von Menschen in die Welt gesetzt, deren Augen und Ohren nichts entging, was ihre Freiheit begrenzen und sie zu Gehorsam verpflichten sollte. Der Witz bot beiden, dem Erzähler wie auch dem, der ihm zuhörte, einen Moment der Befreiung von dem Druck, unter dem die Deutschen fortan leben mussten.

*„Heil Hitler, der Hund ist tot“*. *„Haben Sie Dank für diese wunderbare Nachricht“*, rief der Herr begeistert aus, und schüttelte dem Überbringer dieser Botschaft überglücklich die Hand. Jedoch – er hatte die Nachricht falsch gedeutet. Der Mann, der sie überbrachte, hatte tatsächlich seinen Hund überfahren.

Die von den Nazis eingeführten barbarischen Methoden galten in den ersten Monaten ihrer Herrschaft, in denen sie sich noch nicht sicher im Sattel fühlten, in erster Linie ihren politischen Gegnern. Gnadenlos führten sie sie durch in den von ihnen errichteten Konzentrationslagern. Im März 1933, knapp zwei Monate nach ihrem Regierungsantritt, verkündete SS-Führer Heinrich Himmler der Welt den Bau eines solchen ersten Lagers in Dachau zum Zweck der Umerziehung von Gegnern, Kritikern und Zweiflern. Das schreckliche Schicksal des Mannes, dessen wir heute hier gedenken, Carl von Ossietzky, wurde zum furchtbaren Beispiel dafür. Sein Name ist mir seit meiner Kindheit geläufig. Meine Eltern scheuten sich nicht, auch in meiner Gegenwart über den von ihnen so geschätzten Kämpfer für Freiheit und Recht zu sprechen.

Die Grausamkeit nazistischer Methoden traf aber auch Staatsbürger, die sich, vielfach politisch ungebunden, nur über den Habitus der Herrschenden lustig gemacht hatten oder über die Zustände, die sie schufen. Dies alles galt dem Ziel der Nazis, die Totalität ihres Systems durch Furcht, Angst und Schrecken im deutschen Volk zu festigen. Jeder, der sich dem widersetzte oder auch nur den Anschein dafür gab, musste aus dem Weg geräumt werden. „Was gibt's für neue Witze?“, fragt Müller den Schulz. Dessen geflüsterte Antwort: „Sechs Monate KZ!“

Aus Statistiken geht hervor, dass viele Tausende aus allen Teilen Deutschlands, aus allen demokratischen Parteien, den Gewerkschaften, selbst den Kirchen, in derartigen Lagern des Grauens auf deutschem Boden ihre Opfer wurden. Eine Tatsache, von der in den ersten Jahren des Bestehens der Bundesrepublik kaum Notiz genommen wurde. Es ist schwer, dafür eine Erklärung zu finden. Denn es war niemandem verborgen geblieben, was in diesen Lagern geschah. Die Quelle ihrer Kenntnisse waren Berichte ehemaliger Häftlinge, die nicht über ihr Martyrium schwiegen, wie sie mit ihrer Unterschrift hatten versichern müssen.

Und doch fand man immer wieder Gelegenheit zu lachen in Deutschland. Noch lachte man gemeinsam: Nichtjuden und Juden. Beide Seiten waren in den ersten Monaten des Nazi-Regimes überzeugt davon, dass diese schreckliche Regierung sich nicht an der Macht würde halten können. Drei Monate gaben sie ihr, ähnlich den schwachen Regierungen während der Weimarer Republik.

An der Form des linken Ohrs würde die Rassezugehörigkeit erkennbar, erklärte ein nationalsozialistischer Rasseforscher seinem Publikum. Juden seien Nichtariern im Gegensatz zu den Deutschen – den Ariern. Die Form und die Zeichnung des linken Ohrs eines Juden ließen deutlich die semitische Abstammung erkennen. Ein arisches Ohr wäre viel klarer in seiner Form. Um dies zu demonstrieren, bat er einen jungen Mann aus dem Publikum aufs Podium. Triumphierend führte er dessen linkes Ohr vor und bewies auf seine Weise, dass es sich deutlich um ein typisch arisches Ohr handelte. Dieser Nazi-Wissenschaftler ahnte nicht, dass der so Vorgeführte Jude war. Aus begreiflichen Gründen legte dieser keinen Wert darauf, dies der Nazi-Gesellschaft zu offenbaren. Und so wurde das linke Ohr eines Juden zu einem arischen Demonstrationsobjekt. Noch lachte Berlin, lachte, lachte über so viel Unsinn.

In diesen ersten drei Monaten gelang es den Nazis, ihr System auf ihre Weise zu stabilisieren. Als es gesichert schien, wandten sie sich den Juden zu, dieser bis dahin in der deutschen Gesellschaft fest integrierten Minderheit. Ihre Verfolgung stand an oberster Stelle, sowohl auf dem Partei- wie auch auf dem Regierungsprogramm der Nazis.

Eine ihrer ersten Maßnahmen, der Wirtschaftsboykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933, verlief aus der Sicht der Machthaber nicht unbedingt zu ihrer Zufriedenheit. Es gab damals noch Berliner, die sich nicht um die SA-Männer scherten, die breitbeinig in ihren khakifarbenen Uniformen vor jüdischen Geschäften aufgestellt genommen hatten. Oft wollten die Berliner mit ihrem Eintritt in die Geschäfte nur ihre Sympathie mit den jüdischen Inhabern bekunden. In anderen Städten hatten die Nazis andere Schwierigkeiten. So erhielt Julius Streicher, ein

führender Antisemit der Nazis, an jenem 1. April ein Telegramm aus einer norddeutschen Kleinstadt: Darin hieß es: „*Sendet sofort Juden Stopp Sonst Boykott unmöglich.*“

Dennoch wurde der Boykott zum Auftakt für eine Serie von Maßnahmen gegen die Juden. Sie alle basierten auf dem so genannten Arierparagrafen, mit dem 1933 das Prinzip der Rassentrennung eingeführt worden war. Danach galt das Blut von Juden, also von Nichtariern, dem damaligen Sprachgebrauch entsprechend als *artfremd* und müsse ausgeschieden werden. Beamte des Innenministeriums, die auch in der Nachkriegszeit dem deutschen Staat dienten, erklärten dem deutschen Volk, wie das zu geschehen habe. Betroffen davon waren alle Juden einschließlich ihrer Großmütter. Familien, die nur eine jüdische Urgroßmutter aufzuweisen hatten, priesen sich glücklich, denn ihr Blut galt schon als *gereinigt*. Sie konnten dem Leben und der Karriere ihrer Nachkommen nicht mehr schaden. „Ein Schulrat kam zur Inspektion. In einer Klasse sieht er ein blondes Mädchen mutterseelenallein auf einer abgesonderten Bank. „*Warum sitzt Du denn so allein, mein Kind?*“, fragt er mitleidig. Das Kind antwortet schluchzend: „*Wegen Omi.*“

Der 1933 eingeführte Arierparagraph wurde in die verschiedenen Gesetze aufgenommen, die den Ausschluss der Juden aus den meisten Bereichen der Gesellschaft ermöglichten. Das betraf den öffentlichen Dienst – also Beamte aller Kategorien, die freien Berufe, d. h. Beschäftigte in der Presse, der Musik, dem Theater, Schulen, Universitäten, wie aber auch Ärzte, Zahnärzte und Anwälte. „*Wie geht's?*“, fragt ein Jude den anderen. „*Wie einem Anwalt*“, antwortet der andere. „*Ich kann nicht klagen.*“

Die Schnelligkeit, mit der die Entlassungen aus dem Staatsdienst vollzogen wurden, lässt den Schluss zu, dass sie noch vor der Machtübernahme der Nazis von ihren Sympathisanten in den Ministerien vorbereitet worden waren und in den Schubladen bereitlagen.

Zur gleichen Zeit überschlugen sich Vereine, Organisationen, Berufsgruppen darin, dem Trend zu entsprechen und sich ihrer jüdischen Mitglieder zu entledigen. Einspruch dagegen von nichtjüdischen Kollegen war selten. Der Schnitt war vollzogen, die Ausgrenzung der Juden aus der aktiven deutschen Gesellschaft perfekt. Die Interessen und Lebensbedingungen der Arier glichen in nichts mehr den an ihrer Seite lebenden Juden.

Dieser Zustand verschärfte sich mit den Jahren. Die hysterische Propaganda gegen die Juden, denen die Nazis alle Verbrechen dieser Welt anlasteten, konnte niemandem entgehen und zeigte in einigen Kreisen der so genannten Arier seine Wirkung. Immer kleiner wurde die Zahl derer, die den Juden zur Seite standen aus Angst um ihr Leben, aus Hilflosigkeit oder der Karriere wegen. Als sich Missstimmung in der Bevölkerung gegen das Euthanasie-Programm regte, also der Tötung *unwerten Lebens*, wie die Nazis es nannten, gelang es dem Bischof Clemens Galen von Münster, die Nazis von der Aufgabe dieses Programms zu überzeugen. Feindlichen Maßnahmen Juden gegenüber reagierte das deutsche Volk nicht ähnlich empfindlich. Ich erinnere mich noch gut an die Gespräche in jüdischen Kreisen, die

doch tatsächlich gehofft hatten, das Beispiel des Bischofs Galen würde Schule machen.

Gewiss, das Leben der so genannten Arier war enger geworden. Die Nazis hatten die Zügel angezogen, forderten unbedingten Gehorsam, Ehrerbietung, Achtung vor den Diktatoren. Und wieder war es der Witz, der einiges über den Seelenzustand der Deutschen preisgab. „*Keiner soll hungern, keiner soll frieren*“, eine Parole der Nazis, die in großen Lettern in Zeitungen, Anschlagssäulen, öffentlichen Gebäuden zu lesen war. Kopfschüttelnd liest das ein Arbeiter und sagt irritiert zum anderen: „*Auch das dürfen wir nicht?*“

War zu Anfang der Spaß am Wortspiel, an der Aufdeckung der Unfähigkeit der Regierenden, die Freude am Spott die Ursache für Witze gewesen, waren sie nun eher Ausdruck des Fatalismus. Das Telefon klingelt. „*Hallo, ist dort Müller?*“ „*Nein, hier spricht Schmitz.*“ „*Ach, entschuldigen Sie, da hab ich falsch gewählt.*“ „*Aber bitte, haben wir das nicht alle?*“ die Antwort.

Die bisher erwähnten Beispiele des Flüsterwitzes im so genannten Dritten Reich sind keine Beweise dafür, dass das deutsche Volk Gegner der Nazis war. Das Erzählen und das Weitergeben von Witzen war keine Auseinandersetzung mit dem System. Es waren Gedankenspiele, die der Staat nicht kontrollieren oder gleichschalten konnte. Das flüsternde Weitererzählen von Witzen bewies auch keine Zivilcourage, war höchstens als Surrogat zu verstehen. Für einen Augenblick war der Witz, in der Befreiung des Lachens, ein Ventil, um Dampf abzulassen.

Der Witz, der nun unter Juden kursierte, war dem der Nichtjuden nicht mehr ähnlich. Die Jahrhunderte der Verfolgung hatten die Juden gelehrt, sich und ihr Verhalten immer wieder selbstkritisch zu prüfen. Sigmund Freud kommentierte das so: (Zitat) „*Dieser Umstand (die Verfolgung) hat eigentümliche Früchte getragen: kein Volk hat sich selbst so ironisiert und verulkt wie das jüdische.*“ (Zitat Ende) Tatsächlich verließ ihr Humor sie nie. Aus ihm schöpften sie trotz aller Widrigkeiten neuen Lebenswillen. Er half ihnen, sich Mut zu machen, Hoffnung zu hegen, selbst wenn sie mit dem Rücken zur Wand standen. „Zwei Juden sollten erschossen werden. Plötzlich heißt es, sie würden gehängt. Da sagt der eine zum andern: *„Siehst Du, jetzt haben sie auch noch nicht einmal Patronen.“*“

Die im September 1935 mit großem Pomp auf dem Parteitag der NSDAP eingebrachten Nürnberger Gesetze erschreckten die jüdische Bevölkerung nicht sonderlich. Das Reichsbürgergesetz beraubte sie zwar aller politischen Rechte und degradierte sie zu Staatsangehörigen. Im Wesentlichen waren die Bestimmungen und Verbote, die ihnen mit dem Arierparagrafen von 1933 aufgebürdet worden waren, darin enthalten. „*Man wird sich arrangieren können*“, so der Kommentar der Betroffenen, ein Wort, das ihr Leben von da an begleitete und den Begriff des Sich-Duckens zur Grundlage hatte.

Anders war es mit dem Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre. Es verbot Eheschließungen zwischen Juden und Nichtjuden. Es enthielt außerdem einen Passus, nachdem nichtjüdische Hausangestellte unter 45 Jahren nicht mehr bei Juden tätig sein durften. Rassenschande nannten die Nazis das

Übertreten dieses Gesetzes, das mit Haftstrafen und KZ für den Juden geahndet wurde.

Ein jüdischer Arzt, der eine Hausangestellte beschäftigte, so erzählte man sich, verstand die Welt nicht mehr. *„Ich geh um acht, sie kommt um neun. Sie geht um drei, ich komm um vier. Wann soll ich sie denn da schänden?“*

Das Wort Auswanderung blieb dennoch ein Thema. Zu Beginn des Naziregimes waren es hauptsächlich junge Menschen gewesen, die das Land verließen, das ihnen jede Ausbildungsmöglichkeit verwehrte. Einige wohlhabende Juden übersiedelten in ein anderes Land, das ihnen und ihrem Besitz mehr Sicherheit versprach. Doch der großen Mehrheit der deutschen Juden fiel es weiterhin schwer, Auswanderung auch nur ins Auge zu fassen. Sie glaubten weiter an Deutschland und an die Deutschen. So auch mein Vater, der seine Heimat nicht verlassen wollte, für die er als Freiwilliger im Ersten Weltkrieg gekämpft hatte. Zwei Arten von Juden gibt es, so beschrieben die Juden ihre Glaubensgenossen: *„Die Pessimisten sind im Exil, die Optimisten im Konzentrationslager.“*

Von der Jüdischen Gemeinde kam keine Ermutigung zur Auswanderung. Im Gegenteil. Dr. Leo Baeck, einer der führenden Rabbiner, mahnte: *„Verlasst nicht sinnlos Deutschland. Tut hier Eure Pflicht!“* Ich habe bis heute nicht begriffen, was er damit gemeint haben könnte.

Im Jahr 1936 glaubten die Juden eine Schutzpatronin zu haben. Sie nannten sie *Santa Olympiada*. Denn in Berlin waren mit Beginn der Olympischen Spiele alle Schilder und Plakate, die Juden den Eintritt in Cafés, Restaurants und Kinos verwehrten, beseitigt worden. Offensichtlich der ausländischen Gäste wegen. Die Juden hielten es aber tatsächlich für möglich, dass dies auch das Ende ihrer Diskriminierung anzeigte. Doch am Ende des internationalen Wettbewerbs muss die Kraft der *Santa Olympiada* erloschen sein.

Im Jahr 1937 nahmen die Nazis die Quälerei der Juden verstärkt wieder auf. Ihre Bestimmungen, Schikanen, Forderungen trafen nun den Einzelnen mehr als zuvor, als man der Allgemeinheit der Juden Vorschriften machte. So verlangten sie nun die Abgabe von Gold und Silber. Meine Mutter, eine sehr resolute Frau, weigerte sich, *den Verbrechern*, wie sie die Nazis nannte, unser Familiensilber auszuhändigen. Doch sie musste erkennen, dass Namenslisten über die Abgabe Aufschluss gaben. Eine Verweigerung der Abgabe würde bestraft werden. So kramte meine Mutter in alten Sachen und fand einige alte, verbeulte, zerbrochene Silberstücke, die sie herzugeben bereit war. Unsere nichtjüdischen Freunde sorgten mit ähnlichen unbrauchbar gewordenen Silberstücken aus ihrem Haushalt dafür, dass unsere Abgabe vollkommen war. Das alles ging unter großem Gelächter vor sich. Unser wirkliches Familiensilber fand bei unseren nichtjüdischen Freunden, *unseren Aufbewahriern* wie wir sie nannten, ein gutes Versteck.

*„Der Moses war doch ein großes Rindvieh“,* sagte ein Jude zum anderen. *„Wie kannst Du nur so von unserem großen Propheten sprechen, der uns aus Ägypten herausgeführt hat?“* empörte sich der andere. *„Nä eben, hätte er uns nicht herausgeführt, hätt' ich jetzt einen englischen Pass.“*

Nicky und Pippa, zwei Wellensittiche, waren ganz still und schienen zuzuhören, was in ihrem Revier am 9. und 10. November 1938 vor sich ging. Stunden zuvor hatte die Gestapo meinen Vater verhaften wollen und befohlen, dass er sich nach seiner Heimkehr unverzüglich auf seinem Revier einzufinden hätte. Es war das erste staatlich organisierte Pogrom am 9. November 1938 als Strafe für den Mord eines jungen jüdischen Polen an einem deutschen Diplomaten. Nichtjüdische Freunde versteckten meinen Vater.

Frau Giese, eine ältere Dame und Besitzerin der Wellensittiche, nahm meine Mutter und mich auf und brachte uns in ihrem Wohnzimmer unter, eben dem Revier der beiden Vögel. Mein Vater besuchte uns zuweilen, um zu überlegen, wie wir uns weiter verhalten sollten. Er war immer noch überzeugt davon, dass er sich der Polizei hätte stellen müssen, als sie ihn verhaften wollte. Meine Mutter lehnte das mit drastischen Worten ab. Wochen später besuchten wir Frau Giese, um uns für ihre Aufnahme zu bedanken. Nicky und Pippa nahmen ihren Platz an der Gardinenstange ein und begrüßten uns im Tonfall meiner Mutter mit den Worten: „*Martin, bist Du wahnsinnig?*“

In jenen Tagen des Pogroms begriffen die deutschen Juden endlich, dass sie in ihrer geliebten Heimat nicht mehr in Frieden und Sicherheit würden leben können. Ein Ansturm auf die Konsulate setzte ein für Einreisevisen, ganz gleich wohin. Doch die meisten Länder forderten Sicherheiten, entweder Verwandte im Ausland, die für den Einwanderer zu bürgen bereit wären oder eine hohe Summe Geldes zugunsten des Einwanderers, auf einer Bank deponiert. Der Grund dafür: Auswanderer aus Deutschland durften nur zehn Reichsmark von ihrem eigenen Guthaben ins Ausland mitnehmen.

Der südamerikanische Staat Kolumbien machte eine Ausnahme. Er war bereit, deutsche Juden ohne diese Auflagen aufzunehmen, sofern sie eine Ausbildung oder Erfahrung in der Landwirtschaft vorzuweisen hätten. Erst versuchte es einer: er stellte sich den Konsulatsbeamten als Gärtner vor, ein Beruf, wie er meinte, der vom Wachsen und Blühen von Pflanzen abhängig sei. Und da hätte er einiges vorzuweisen. Prompt erhielt er ein Einreisevisum. Plötzlich gab es unter den Berliner Juden eine große Zahl von Gärtnern, die in Kolumbien eine Zuflucht fanden. Es war schon Krieg, als man in Bogotá empört feststellen musste, dass die als Gärtner eingewanderten Juden längst ihr Glück in anderen Berufen gefunden hatten. Eine Ausweisung war nun nicht möglich.

Ein Berliner Jude reiste nach New York, um Bedingungen und Möglichkeiten für eine Einwanderung an Ort und Stelle zu prüfen. Er besuchte einen aus Berlin emigrierten Freund in seinem Exil. Da glaubte er seinen Augen nicht zu trauen. Im Eingang der Wohnung des Freundes hing ein großes Porträt von Adolf Hitler. „*Bist Du verrückt geworden?*“, empörte er sich. Sehr leise antwortete der Freund: „*Es ist doch gegen das Heimweh.*“

Krieg lag in der Luft. Hitler hatte ihn schon im September 1938 gewollt. Doch die Westmächte waren auf seine Bedingungen eingegangen. Im Sommer 1939 schien dennoch der Frieden am seidenen Faden zu hängen. Die Berliner Bevölkerung verfolgte den Verlauf der Verhandlungen, von denen sie nur wenig erfuhr,

ungewöhnlich schweigsam. Einerseits sich wohl bewusst, dass sie an den Entscheidungen nichts würden ändern können, andererseits verängstigt, was Krieg für sie bedeuten könnte.

Die Juden waren verzweifelt. Krieg würde all ihren Bestrebungen auszuwandern ein Ende setzen, und sie zwingen, in diesem Land zu bleiben, das sie mit Hass und Drohungen überschüttete. Ein Jude bat in einem Reisebüro einen Globus zu sehen. Verwundert stellte man einen vor ihn hin. Nun saß er da und drehte den Globus und guckte und drehte ihn erneut und starrte auf die fremden Staaten. Schließlich fragte er deprimiert: „*Ham Sie nicht nen anderen Globus?*“

Shanghai und Aleppo sollten noch für Einwanderer offen sein, hieß es. Zwei Orte, deren Ruf nicht der beste war. Mein Vater suchte Aleppo, von dem er nie zuvor etwas gehört hatte, im Lexikon. Da stand zu lesen: „*bekannt für die Aleppo-Beule, eine ansteckende orientalische Hautkrankheit*“. Als Fluchtort fiel Aleppo für die Familie Deutschkron aus.

Als der Krieg im September 1939 schließlich begann, kam er eigentlich unerwartet. Der Hitler-Stalin-Pakt von 23. August 1939 schien die Möglichkeit eines Krieges zunächst auszuschließen. Würden die Westmächte gegen zwei so hochgerüstete verbündete Mächte antreten? Doch sie taten es. In Berlin war der Krieg vorbereitet. Lebensmittelkarten wurden verteilt, Luftschutzkeller geöffnet – einer für die jüdischen Bewohner, abseits von den anderen.

Die jüdischen Bewohner wurden gezwungen, vom ersten Ton der Sirenen an bis zur Entwarnung im Keller auszuharren. Es bestünde Gefahr, dass sie feindlichen Flugzeugen Lichtsignale gäben, erklärte der Luftschutzwart. Nach 20 Uhr war es Juden untersagt, bis morgens um 6 Uhr ihre Wohnungen zu verlassen. Arische Frauen könnten sonst in der Verdunkelung von jüdischen Männern belästigt werden, der Kommentar. Reaktionen des Auslands auf die Maßnahmen gegen die Juden, die nun Schlag auf Schlag folgten, hatte die Nazi-Regierung, nun da Krieg war, nicht mehr zu fürchten.

*Pour le Sémite* nannten die Juden den gelben Lappen in Anlehnung an den international renommierten Verdienstorden, mit dem Aufdruck *Jude*, den sie am äußersten Kleidungsstück in Herzhöhe fest anzunähen hatten. Es war Spießrutenlaufen, mit diesem *gelben Stern* auf der Straße zu gehen. Jeder guckte einen an, einige wenige sehr vorsichtig, aber doch freundlich, andere gehässig, Grimassen schneidend. Die Mehrheit guckte sozusagen durch uns durch, aber sie guckte. Dennoch erklärten einige Juden, sie trügen den *gelben Stern* mit Stolz. Schließlich sei es der einzige Orden, den Hermann Göring nicht anlegen konnte.

Der Krieg zeigte trotz aller anfänglichen Erfolge der deutschen Armeen auch in der Heimat bald sein wahres zerstörerisches Gesicht. Hermann Göring hatte einst erklärt, er wolle Meier heißen, wenn auch nur ein einziges feindliches Flugzeug jemals am Himmel Berlins auftauchen würde. Doch sie kamen zu Tausenden und legten mit ihren Bomben ganze Straßenzüge in Schutt und Asche. Die Menschen verbrachten viele Stunden im Luftschutzkeller, besorgt, verängstigt, entsetzt und horchten auf die schrillen Pfeiftöne der vom Himmel herabstürzenden Bomben. Ein Volksempfänger unterhielt sie mit Berichten über die großen Erfolge deutscher

Armeen. Daraufhin die Frage eines Volksgenossen: *„Wo wären wir jetzt, wenn wir den Führer nicht hätten?“* Antwort aus dem Dunkel: *„Im Bett.“*

Rudolf Hess, Hitlers Stellvertreter, flog im Mai 1941 plötzlich mit seinem eigenen Flugzeug ins feindliche England. Die Nazi-Regierung hatte große Mühe, dem Volk dafür eine plausible Erklärung zu geben. Nach den Einnahmen von Frankreich, den Benelux-Ländern und Skandinavien war eine Invasion Englands eines der wichtigsten noch verbliebenen Kriegsziele der Deutschen. Hess habe in einem Anfall von Wahnsinn gehandelt, hieß es. In einem vom deutschen Rundfunk immer wieder geschmetterten Kampflied hieß es: *„Es singt und spielt das ganze Land, denn wir fahren gegen Engelland!“* Der Volksmund flüsterte dazu: *„Und wenn dann einer mal wirklich fährt, dann wird er für verrückt erklärt.“*

Witzige Reaktionen der Juden auf die unablässigen Verfolgungsmaßnahmen wurden seltener. Es war unsäglich schwer für sie, mit der Realität fertig zu werden. Juden mussten ihre Wohnungen räumen, wurden in sogenannte Judenhäuser gepfercht, die ihnen zugestandenen Lebensmittelrationen wurden immer kleiner. In Hitlers Munitionsfabriken mussten sie Zwangsarbeit machen, die vielfach ihre Kräfte überstieg. Unter Vorwänden stahl man ihnen das letzte Geld. Als die Deportationen in den Osten begannen, ließ die Angst sie nicht mehr los, dass sie als Nächste einem unbekanntem Schicksal zugeführt würden. Einige aber hörten nicht auf, Hoffnungsschimmer zu suchen, und sie fanden sie im Zeitgewinn, im Fehlschlag nazistischer Ziele, im Rückzug der Armeen aus Feindesland.

Ein Jude sollte erschossen werden. Ein SS-Mann trat auf ihn zu, guckte ihn lange an und sagte schließlich: *„Sie sehen ja leidlich arisch aus. Ich will Ihnen eine Chance geben. Ich habe ein Glasauge, das nicht so leicht zu erkennen ist. Wenn Sie sofort richtig raten, welches es ist, werde ich Sie zurückstellen lassen.“* Ohne Zögern kam die Antwort des Juden: *„Das linke, Herr Sturmbannführer.“* *„Woran haben Sie das erkannt?“*, fragte der erstaunte SS-Mann. *„Es guckt so gütig, Herr Sturmbannführer.“* Es war die Zeit, als die deutsche Wehrmacht um Stalingrad kämpfte und nicht nur diese eine Stadt verlor. Doch die Nazis ließen nicht ab, Juden in Viehwaggons gen Osten zu deportieren. Keiner wusste wohin. *„Sie dürfen sich auf keinen Fall deportieren lassen“*, inständig bat die Besitzerin einer Wäscherei, die seit Jahren unsere Wäsche wusch, meine Mutter. Sie und ihr Mann würden uns verstecken, sagte sie. Ein Soldat sei von der Front im Osten zurückgekehrt und habe berichtet, was sie dort mit den Juden machten. Sie weinte. Meine Mutter zögerte. Sie konsultierte andere nichtjüdische Freunde, die meinem Vater, der kurz vor Kriegsausbruch nach England fliehen konnte, versprochen hatten, uns beizustehen. Sie schworen, dass wir uns auf sie verlassen könnten. Und so nahmen wir am 15. Januar 1943 unser illegales Leben auf – ohne festes Zuhause, ohne Ausweise, ohne Lebensmittelkarten.

Nein, der Mensch gewöhnt sich nicht an alles: Wir vergessen keinen Moment, dass unsere Freunde ihren Kopf riskierten, damit wir überleben konnten, dass wir für jede Notwendigkeit des Lebens, und war sie noch so klein, von ihnen abhängig waren, und dass wir von einer Minute zur anderen gezwungen sein könnten, in eine andere Unterkunft fliehen zu müssen, weil wir aufgefallen waren. Wir versuchten, zu

unserem Zusammenleben mit Menschen, die wir oft vorher kaum gekannt hatten, beizutragen. Wir stahlen Gemüse von den Feldern im Umland von Berlin. Meine Mutter wurde perfekt im Stehlen von Kohlköpfen. Ich nahm sie in einem Sack auf. Einmal fragte ich sie: *„Genug – wie viele willst Du denn noch stehlen?“* Indigniert reagierte sie: *„Was verlangst Du noch von mir? Stehlen soll ich und dabei noch zählen?“* Wir lachten. Es hatte den Charakter des Satzes: Ich lache, also lebe ich.

Eine Freundin besaß ein Papiergeschäft. Sie meinte, ich könnte ihr im Geschäft helfen. Niemand würde meine wahre Identität erkennen. Ich bewährte mich. Sie ließ mich häufig im Laden allein. Oft trafen sich Kunden zu Gesprächen im Laden. Dass der Krieg kein gutes Ende für Deutschland nehmen würde, war keinem von ihnen entgangen. Nur die hundertprozentigen Nazis glaubten noch an den Endsieg. *„Wissen Sie, wann der Krieg zu Ende ist?“* *„Wenn Göring in die Hosen von Goebbels passt.“*

Man lachte, doch darin war die Sorge um die Ernährung enthalten. Lebensmittel waren nun für alle knapp geworden. *„Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei“*, sang Zarah Leander. Der Volksmund fügte hinzu: *„und im nächsten Dezember gibt's wieder ein Ei“*.

Bitterkeit schwang mit nach den Jahren der Entbehrungen und der Angst. *„Was machst Du nach dem Krieg?“* fragte einer den anderen. *„Ich werde endlich richtig reisen, Urlaub machen. Ich will Großdeutschland kennen lernen“*. *„Und was machst Du am Nachmittag?“*

Bei der Durchsicht einer Auslage im Papiergeschäft fand ich eines Abends eine Brieftasche inmitten von Grußkarten. Ich öffnete sie. Ich erblickte einen Satz Lebensmittelkarten für einen Monat und einen drei Monate gültigen Haushaltsausweis, der zum Kauf von Sonderrationen berechnete. Welch ein Schatz für eine illegal lebende Jüdin! Doch ich beschloss, meiner Freundin die Entscheidung zu überlassen, was damit geschehen sollte. Die Besitzerin der Brieftasche hieß Amanda Heubaum. Ihre Personalien ähnelten denen meiner Mutter. Bei näherer Untersuchung der Brieftasche fand sich in einem Seitenfach ein postkartengroßes Porträt von Adolf Hitler. *„Wer dieses Porträt mit sich herumträgt, beweist, dass er diesem Verbrecher Sympathien entgegenbringt“*, entschied meine Freundin und handigte die Brieftasche samt Inhalt meiner Mutter zur Nutzung aus. Wir nannten meine Mutter von nun an nur noch Amanda Heubaum. Sie schimpfte, wir lachten.

Trotz des nahen Endes des Krieges wurde unsere Situation schwieriger. Fliegerbomben der Alliierten zerstörten potenzielle Verstecke. Wir schliefen nun irgendwo auf dem Fußboden, auf umgekehrten Sesseln, auf einem Sofa zu zweien, auf Luftmatratzen hinter dem Tresen eines Geschäftes, in einer Küche, in einer Laube, in einem Bootshaus, in einem ehemaligen Ziegenstall. Lebensmittel wurden so knapp, dass unsere Freunde Mühe hatten, uns von ihren Rationen mitzuernähren. Es musste etwas geschehen. Die kurze Zeit, die es noch bis zur Kapitulation des deutschen Reiches dauern würde, musste überbrückt werden. Noch jagten die Nazis Juden, die sich versteckt gehalten hatten und deportierten sie in ein im Reich gelegenes Konzentrationslager. Sie taten dies bis Ende März 1945. Wieder wussten unsere Freunde Rat. Wir fuhren mit der Bahn in Richtung Front. Im Spreewald

bestiegen wir einen Zug, der Flüchtlinge aus Schlesien nach Berlin bringen sollte. Wir lauschten ihren Gesprächen. Wir wollten über die Zustände in den Kampfgebieten informiert sein.

Aus Guben kämen wir, erklärten wir der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, die Flüchtlinge betreute. Man empfahl uns, ins Osthavelland weiterzureisen. Es sei das Aufnahmegebiet für Flüchtlinge aus Guben. Meine Mutter bestand darauf, in Berlin bleiben zu wollen. Die Beamtin versuchte, sie zu überzeugen. „*Wenn nun hier in Berlin etwas geschieht?*“ Meine Mutter fragte erstaunt: „*Ja, aber was soll denn hier geschehen?*“ Die Beamtin antwortete mit leiser Stimme: „*Berlin könnte belagert werden.*“ Meine Mutter verstand es, Verständnislosigkeit zu simulieren. „*Das kann doch nicht sein*“, sagte sie im Brustton der Überzeugung „*Das würde doch unser Führer nie zulassen!*“ Die Beamtin errötete betroffen. Was sie gesagt hatte, konnte als Defätismus ausgelegt werden. Darauf stand die Todesstrafe. Ganz schnell unterschrieb sie unseren Antrag, in Berlin unterzukommen. Und wir? Wir lachten tagelang. Es verging uns erst, als wir die volle Wahrheit über die von den Nazis verübten Verbrechen erfuhren und wussten, dass wir keine Familie mehr hatten.